

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 28

Artikel: Im Banne der Vergangenheit

Autor: Bütikofer, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lungen über Musik und Gymnastik, wie er eine Proportionslehre geschrieben hat, so verfasste er auch eine Schrift über



Die apokalyptischen Reiter. Zeichnung von Albrecht Dürer.

den „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Festen“; er sah sich also die Dörfer und Städte, die er komponierte, auch auf ihre Befestigungsmöglichkeit hin an. Er war in dieser sachlichen Gründlichkeit ganz ein Kind des Cinquecento, jenes Zeitalters, das einen Michelangelo und einen Benvenuto Cellini hervorgebracht. Sie ließ auch seine Figuren- und Sittenbilder kulturgeschichtlich so interessant werden. Für die Kostümkunde, die Volkskunde überhaupt, sind diese Bilder eine schier unerschöpfliche Studienquelle. Denn Dürer, obwohl er in Venedig die Renaissance-Meister kennen gelernt und ihre Art, nach antikem Vorbild die Schönheit objektiv und von allem Zufälligen entkleidet darzustellen, war ein Deutscher geblieben durch und durch, d. h. er hatte sich die Freiheit gewahrt, seine Madonna als deutsche Bürgersfrau zu kleiden, seine Heilige Familie in einem deutschen Städtchen rasten zu lassen, und seinen St. Antonius setzt er vor die Tore seiner Vaterstadt Nürnberg an den Strand der Pegnitz, wo dieser französische Heilige sicher nie den Fischen gepredigt hat.

Aber gerade dieser anachronistischen Sachbehandlung verdanken wir die wertvollsten kulturhistorischen Aufschlüsse: Wir lernen durch sie ein schönes Stück deutscher Vergangenheit kennen. Und da machen wir gelegentlich die überraschende Entdeckung, daß jene Vergangenheit von der Gegenwart gar nicht so weit entfernt ist; daß Dinge, die unserer Zeit zu gehören scheinen, schon vor 400 und 500 Jahren bestanden. Und das gilt nicht bloß für technische Begriffe wie Geräte, Werkzeuge, Möbel, Bauteile, für Neuheiten wie Kleider, Haartracht, symbolische Requisiten usw. — es gilt auch für das Geistige, das Psychische. Dürers Porträte muten uns oft ganz modern an in ihrer Treffsicherheit für den seelischen Ausdruck. Das Selbstbildnis des 29jährigen Künstlers ist hierfür ein beredtes Beispiel. Aus den großen fragenden Augen, dem vornehm geschlossenen Mund, dem langen, ovalen, von einem weichen jungen Bart umrahmten Gesicht schaut uns ein genial veranlagter Mensch an. Die Porträtkunst eines Fr. von Len-

bach scheint hier schon geübt worden zu sein. Anderseits ist das Berliner „Bildnis einer jungen Frau“ von 1506 mit einer subtilen Leichtigkeit des inneren Ausdruckes gemalt, die direkt an Leonardo da Vincis berühmt gewordene Mona Lisa erinnert.

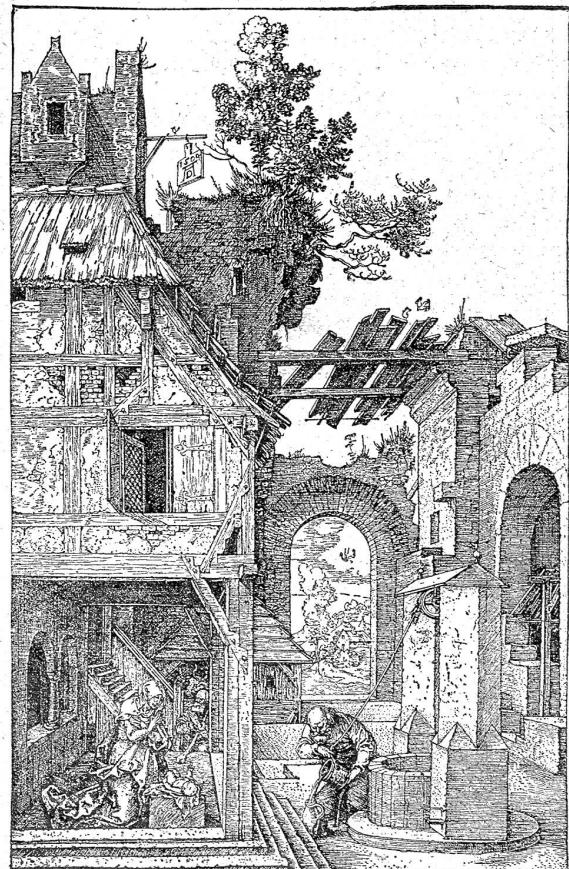
Das Genie ist zeitlos; ob es dem 10., 16. oder 20. Jahrhundert angehört, immer schafft es Bleibendes, das zu allen Zeiten verstanden werden kann. Und zeitlos ist im Grunde auch alles Menschliche; jederzeit sprechen seine Züge, wo sie an der Oberfläche erscheinen, uns vertraut an, sei es in Einrichtungen, die die menschlichen Lebensbedürfnisse sich geschaffen und die immer auf eine sich immer gleichbleibende Urform zurückgehen, sei es in der Gestalt des Menschen selber, deren psychologische Grundlagen der geniale Künstler je und je zum vornehmsten Ziel seiner Darstellung mache. So dürfen wir heute füglich des Tages gedenken, da der deutschen Kultur ein Darsteller und Mehrer entstanden von dem genialen Ausmaße, wie er in Albrecht Dürer vor uns steht.

H. B.

Im Banne der Vergangenheit.

Von Ernst Bütilofer, Zürich.

Heute würde man es eine Bieridee nennen. Damals aber, als es entstand, das riesige Gebäude mit den 16 Höfen, den 2000 Fenstern und den 6 Stockwerken, nannte man es das achte Wunder der Welt. Und der Spanier war stolz auf den Escorial, am Südabhang des Guadarramagebirges gelegen, auf das Riesengebäude, die ungeheure wuchtige Steinmasse, welche so recht die Größe und die Macht des spanischen Reiches symbolisierte. Freilich auch



Weihnachten. Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer.

das Finstere und das Kalte. Denn die Mauern sind nüchtern, die Fenster klein, vergittert, die Fassaden kahl, eintönig.

Das Gesicht ist mehr dasjenige einer Festung oder eines Gefängnisses als... Ja, was soll man nach dem Wörtlein „als“ sehen? Denn der Escorial birgt sowohl ein Kloster, ein Seminar, eine Gemäldegallerie in den Salas Capitolares, eine große Kirche, einen Königspalast und eine Königsgruft.

Eine richtige Bieridee, diese Vermählung des Todes mit dem Leben, diese Zusammenstellung von freudigem Hofleben, Klosterbrüder, Gedächtnismessen und religiösen Vorbereitungen auf das Jenseits. Nur ein aus treuer Überzeugung der Kirche ergebener Herrscher, wie es Philipp II. war, konnte eine solche Kombination ersinnen und noch weiter ausbauen. Denn der Escorial ist auch ein Siegesmonument für die Schlacht bei St. Quentin, er ist ein steinernes Gedächtnis für den heiligen Lorenz, der den Feuertod erlitt, weshalb dem Grundriss auch Rostform gegeben wurde.

Wenn man die steinerne Vergangenheit durchwandert, den 30 Meter hohen Hochaltar in der Kirche bewundert, Velasquez und Tizian besucht und sich an den Gobelins nach Goya'schen Motiven erfreut hat, so steigt man zuletzt noch eine lange Marmortreppe hinunter, die ganz am Ende einen kleinen Bogen macht, so daß man fast plötzlich in der Königsgruft steht. Sie ist achteckig, goldbeladen. Eine Seite wird von einem Altar eingenommen. Gegenüber ist die Eingangstüre. Die sechs andern Seiten birgen je vier Särge, einer über dem andern. Zwei weitere befinden sich über der Eingangstüre, so daß die Gruft insgesamt 26 spanische Herrscher und Herrscherinnen aufnehmen kann. Der Sohn ruht immer unter dem Vater, die Gemahlin gegenüber dem Gemahl, „damit am Tage der Auferstehung der erste Blick auf das Wesen falle, das man zu Lebzeiten am liebsten hatte“.

Doch für den empfänglichen Besucher liegt der Reiz nicht in der weihewollen Stimmung, nicht in der Goldesfülle. Es ist die Vergangenheit, es ist ein Stück Weltgeschichte, das greifbar deutlich am geistigen Auge vorbeizieht. Es ist eine vergangene Welt, die dort unten aufersteht und sich unvergänglich ins Herz des Besuchers senkt.

Dort oben ruht Karl V. Ein Herrscher, in dessen Reich die Sonne nie unterging. Heute eine Mumie, wohlerhalten. Die Gedanken fliegen zurück zu jener Nacht, wo der Thronfolger geboren wurde und der Kaiser das Licht vom Nachttischchen wegstellte, damit niemand die Kaiserin leiden sehe. Sie folgen dem großen Kaiser in sein Träumerleben von San Yuste, sie erleben mit ihm die ganze noch zu Lebzeiten inszenierte Zeremonie seines Begräbnisses. Gegenüber ruht seine Gemahlin, die noch nach ihrem Tode ein Drama auszulösen wußte. Eine Liebesgeschichte war es. Der Herzog von Gandia liebte die Kaiserin heimlich. Es war eine wahre, aber unausgesprochene Neigung. Das Schicksal wollte es, daß der gleiche Herzog und Hofgünstling dazu ausersehen war, die Leiche der Kaiserin nach der Gruft in Granada zu überführen. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, wollte er einen letzten Blick in das ihm so liebe Antlitz werfen und befahl, daß der Sarg geöffnet werde. Doch die Leiche war schon ziemlich in Verwesung übergegangen. Entsezt wandte er sich weg und brach in die Worte aus: „Ich werde nie mehr lieben, was sterblich ist.“ Es war keine Phrase. Der Herzog pochte an eine Klostertüre. Aus dem Weltmann wurde ein Mönch. Das Mönchlein aber stieg empor, erklomm eine neue Laufbahn. Er wurde der zweite Nachfolger von Ignaz von Loyola, der dritte Jesuiten-general, ein Freund der Armen und Bedürftigen, dessen Name in der Kirchengeschichte als heiliger Franziskus von Borja in goldenen Lettern eingetragen ist und der den Namen seiner Familie, der durch Papst Alexander VI. und dessen Kinder ziemlich befleckt wurde, wieder zu Ansehen brachte.

Es folgen Philipp II., dessen Sohn und Philipp IV., der Freund und Gönner des großen Velasquez, dann Karl II., der letzte Habsburger auf Spaniens Thron. Dann fängt die Dynastie der Bourbonen an. Riesengroß ragt

unter ihnen Karl III. empor. Originell ist die Art und Weise, wie unter seiner Regierung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Jesuiten ausgewiesen wurden. Erhielten da eines Tages alle Bürgermeister Spaniens ein verschlossenes und versiegeltes Kuvert, mit der Weisung, erst an einem genau bestimmten Tag und zu einer genau bestimmten Stunde an die Öffnung zu schreiten. Die Neugierde war groß. So groß, daß einige nicht widerstehen konnten und das Kuvert vorher öffneten. Vielleicht haben einige Bürgermeisterinnen die Hand im Spiel gehabt. Man kann das nicht wissen. Nun gut, die Enttäuschung war überall eine sehr große, denn die Kuverts enthielten durchwegs nur ein unbeschriebenes Papier! Aber es war System in der Sache und das System fing bald an, in Funktion zu treten. Denn kurze Zeit vor dem festgesetzten Datum wurden alle Briefe wieder eingesammelt. Da zeigte sich nun, wer geduldig sein konnte und wer nicht. Die Ungeduldigen wurden sofort abgesetzt. Nun wurden ein zweites Mal Briefe verteilt. Und siehe da! Das System bewährte sich: nicht ein einziges Kuvert wurde vor der festgesetzten Stunde geöffnet. Dann aber fand ein jeder Bürgermeister einen Befehl vor, sofort das Jesuitenkloster zu umzingeln und die Insassen nach einem im Schreiben angegebenen Ort zu transportieren. So fand niemand Zeit, den Volkswiderstand zu entfachen. Alles widelte sich in größter Ordnung ab. Etappenstationen waren errichtet, so daß fünf Tage nachher auch der letzte Jesuit auf dem Meere schwamm.

Es folgt der schwache Karl IV. und ihm gegenüber die Königin Maria Luisa, die ihn gar schandbar betrog mit Godoy, dem Friedensfürsten, dem Günstling und Emporkömmling, der es dank der königlichen Gunst (cherchez la femme!) vom Stallknecht bis zum höchsten Posten des Reiches gebracht hatte. Diese Maria Luisa eröffnet den Reigen der spanischen Liebesköniginnen. Denn unter ihr ruht Maria Christina, die vierte Gemahlin des willensschwachen Ferdinand VII. Sie wurde schon in jungen Jahren Witwe. Da geschah es eines Tages, daß sie ihr Taschentuch fallen ließ. Einer von der königlichen Leibwache, ein schlichter Soldat, namens Nunez, bemerkte es. Er hob das Taschentuch auf, nicht ohne es vorher an seine Lippen geführt zu haben. Diese Handlung aber hatte einen Zeugen und das war die Königin selbst! Man zitterte für Nunez, ihm selbst bangte, als er bald darauf von der Dame zur Audienz befohlen wurde. Aber merkwürdig: die Huldigung hatte gefallen! Die Königin war liebenswürdig. Die Audienzen wiederholten sich. Das Verhältnis wurde inniger. Folgen stellten sich ein. Gerüchte schwirrten in Madrid umher. Aber die Frau brachte es fertig, wenige Stunden nach der Entbindung aufzustehen und nach dem Senat zu fahren, um dort die Parlamentsperiode feierlich durch das Verlesen der Thronrede einzuleiten! Aber diese heimlichen Entbindungen wiederholten sich noch einige Male. Die beiden ließen sich endlich heimlich und später öffentlich trauen, wobei der einzige Leibgardist zum Herzog von Riunzares emporstieg!

Isabella II., die Liebeskönigin par excellence, ruht als konstitutionelle Herrscherin auf der Männerseite. Sie hat viele mit ihren Reizen beglückt und sie war dabei gar nicht wählerrisch. Auch gewöhnliche Soldaten sollen ihr bisweilen genügt haben, allerdings nicht lange, denn sie wurden sofort zu Offizieren befördert! Kaiser Wilhelm, der einmal mit ihr zusammentraf, sagte: „Sie hat viel geliebt, deshalb sei ihr auch viel verziehen!“ Der Spanier übt dieses Verzeihen in hohem Maße, er sieht heute in Isabella nur noch die herzensgute Dame, hilfsbereit, mildtätig, der aber zum Regieren alle, aber auch alle Eigenschaften fehlten. Die originelle Dame, die alles duzte, überlebte sich selbst. 1868 durch eine Revolution vertrieben, starb sie erst im Jahre 1904.

Noch ein stilles Gedenken am Sarge von Alphons XII., in Spanien mit Recht „el pacificador“ genannt, ein aus-

gezeichneter Herrscher, dem ein plötzlicher Tod seine erste Gemahlin entriff. Da wurde aus dem Mustergatten ein Liebesabenteuerer, von dem die Madrider noch heute Wahres, Uebertriebenes und Unwahres in Hülle und Fülle zu erzählen wissen. Das doch zu menschliche Liebesleben brachte ihm den frühen Tod. Aber das Herz des Volkes weiß sich auch hier über die menschlichen Schwächen hinwegzusezen und verehrt in Alphons XII. zu Recht einen aufrichtigen, zielbewussten und pflichtgetreuen Landesvater.

Nur noch ein leerer Sarg ist auf der Männerseite. Er wird wohl einst den Körper des jetzigen Königs aufnehmen. So will es ein eigenartiges Geschick, daß der erste Schläfer der Königsgruft jener Herrscher ist, der die Fahne Spaniens hinauszutragen wußte in alle Welten, und der letzte Insasse jener König, der die gleiche Fahne ruhlos ins Mutterland zurückführen mußte. So bildet die stille Gruft ein abgeschlossenes Stück Weltgeschichte, deren Sprache sich kein fühlender Mensch entziehen kann. Unvergeßlich ist mir die stille Städte mit der lebendigen Predigt über vergangene Zeiten.

Es Intermezzo.

Bon Emil Balmér.

Göb mer em Sunntig wollt gah Autofahre, fragt mi my Fründ. „Eh, worum näd,“ machen-i, „i chume scho u wen-i darf sage wo düre, so möcht-i am liebste wider einisch gäge Solothurn zue, das alte Stettli u syni schöne Chilche gsalle mer ging eso guet.“ — Em Sunntig z'mittag sy mer abgratteret. Es isch e näblige chalte Spätherbsttag gsi, ds Loub isch i eim furt vo de Böüme abe cho, uf de Matte isch no gweidet worde u hie u dert het es Füürli brönnit u drum um hets na bratne Döpfle gschmödt. D'Straße sy teilwys frisch grienet gsi. Z'mitts uf der Reis verchleppt is e Gummireif. Mi het es Ersahstück gha, aber das het nöie lang nöd wölle passe u wil si mi nöd hei chönne bruuche him Umemache vom Auto u wil is das Miz-gechid grad just vor eme währschafte Landgaschthof passiert isch, han-i gfunde, es schid si nöd anders, als derwyle e chlei nzähre. — I bi i di vollbesetzli Gaschtube ine, wo brav tubadet, g'redneret u g'fasset isch worde. — Um eue Tischli z'nechsch't bi der Türe sy zwe Manne ghödet, eis en eltere mit emene graue Bart u der ander e jüngere, bleiche u magere, wo ehnder het Arbeitergattig gmacht. Um se-n-ume sy drü chlyni Chind grüppel; bleichi, schlächt gschleidetti u schlächt gnebhti Hääpeli. Ds jüngschte het amene garnierte Läbchuechli ghätschet u het sech dermit ds ganz Grindli u ds Füürte verschmieret gha. I ha grad gsch, daß dä jung bleich Ma höch het glade gha u daß er, wi me seit, böse Wy trunte het. Verstörte u stobere het er drü gluegt u bräschalleret: „Ja, ja, ds Bluet under de Regel tue si eim vüre drüde, di ryche, gmechete Pure, aber es geit alls bis einisch, es geit alls bis einisch!“ Uf das abe het er vo de nechste Täfthische e Portion fürrig Blicke übercho. D'Luft isch schwül worde i der Gaschtube inne. „He nu,“ poleet er wnter, „es geit de hie o so wi z'Kuhland inne, mir Arbeiter wei de no luege wo Rächt u Freiheit isch!“ — „Es isch jetzt de gnue Heu ahe,“ seit e junge feschte Pur u di andere hei afa gässe. „Mi ha missech nöd emal i der Rueh e Täf mache, wäge däm Chärlung,“ seit en andere un e dritte hilft: „I chume doch nöd i d'Wirtschaft für mi la z'gusle, we jez de däm Lump dert nöd schwngt, so stalle mer ne de. „Was hesch gseit, e Lump hngi,“ fahrt der Bleich uf u het em andere d'Pfuscht under ds Chüni. — „Ach, Neli, heit Ornig, dihr mücht doch zing cho giffle u häre,“ seit d'Wirti häßig u lout usgret hin u hä. Der Grauhaarig, wo näbem Bleiche ghödet isch, rütscht von ihm däanne u hilft o den andere. Di arme Chinn sy da gstanne u hei ängstlig der Batter agluegt. „Ja, e Lump bisch, das sägen i no einisch, das sage der da vor dyne

Chinn, jetzt schäm di, we d'no es Schämdi hesch.“ — Uf das het der Bleich nüt meh gseit. Er isch zlämegfahre, het mit zitterige Fingar der Huet gnoh u het hübscheli zu de Chinn gseit: „So, chömet, mir wei hei.“ Er het sech mit de Pusch gäge der Türe zueglaah u es het eim dunkt, er hng undereinisch ganz nüechter worde. „Was bin i schuldig,“ fragt er mit schwächer Stimm u chehrt si no einisch um. „Da' isch my Sach,“ seit jetzt der Grauhaarig; „gang du jez, so git's Rueh!“ — Wo-n-er isch use gsi, hets e töifi Stilli gäh i der Gaschtube; es isch gsi, wi we's doch di andere hindernache tät duure. I ha myn Zwötierli zahlt u bi o use. E junge Purema chunnt mer nache. — „Er wird e chlei z'töif i ds Glas gluegt ha, dä da vori,“ machen-i. „O, dä isch doch nüt nutz, däm chame sage was me will, das schlaht doch bi däm nüt a.“ — „Aer wird o bös sy drn cho düre Chrieg,“ han-i wnter gfragt. Grad wil alls gägen-e isch gsi, hets nöt dunkt, i müeh dä arm Tüfel i Schutz näh. „Das isch der gröscht Luftibus wo umelouft,“ het sech jez der ander afa erystere, „är wär da usem Dorf, aber als ganz junge Pusch isch er deheime furtglüsse u isch i frömi Chriegsdienste. I allne Vänder isch er umegwalzt u het gläbt, daß eim drab gruset. Ungschäfte wär er grad nöt gsi, aber alls het er gäng nache verpuzt. Wo der Chrieg isch cho, isch er einisch mit ere chrankne Trou u sächs Pusch derhärcho, verlumpet u halb verhungeret. Jetzt chöi mer di ganzi Bande goume uf der Gmeind. U de wott de so eine nö muule u uscheusche u gusle. Das löt sech holt üsi Pure nöd la gsalle. Wie de so ne Fökel u Lump no wott afa sozale, so isch er de glyn alte gnue hie im Dorf. — Mi het ne jez z'Gottwillle dert im alte Sagistööli la undereschlüsse, aber wen er sech jez de glyn nöd züpft, so gheie mer de di ganzi Näschtete uje!“ — Dej han i grue gwücht. Es isch elo gli, wi-n-i dänkt ha. Es isch e verfählte Existanz gsi, e Mönch wo d'Schicksal het umenandere gjagt u wo sy Zugetterheit schwär het müeche büeche u arm u verbittert wider i sy alti Heimat isch cho u jez da verachtet wird vo allne. U im Dusel vom Alkohol, däm er holt leider Gottes o isch underläge, het er sech holt nöt meh chönne meischtere u het syne Eländ Luft gmacht. Un e Wut het er überho über syner alte Schuelkamerade, wo jez alls flotti rychi Pure sy worde u ihri Sach am Schärme hei. Un-i ha dä Ma ömel nöd chönne verdamme u di Chinn hei mi di längersi meh duuret. I ha fasch im Sinn gha, zu däne Lüte zäh, da rüeft my Fründ: „So, ystige!“ Ds Rad isch umegmacht gsi. „Ach, sing eis,“ hets gheize, wo mer sy wntergfahre. Aber es isch mer nöie nöd meh um ds Singe gsi. I ha no einisch zrugg gluegt gäge däm verlotterte Sagistööli un-i ha a das Eländ dert inne müeche dänke, — ersch, wo di schöni wnski Ursuschilche us em Nöbel usgluegt het, bin i wider uf anderi Gedanke cho.

Weltbündnisse.

Während die armen Europäer sich mit der Aburteilung der deutschen Kriegschuldigen abquälen, während die Griechen Brusza verloren und sich nicht einmal mehr in eigenen Siegmeldungen Mut zusprechen. — hängt ihr Schicksal doch zuletzt von der Entente Gnade ab — entwickeln die großen Imperialismen der Welt ihre Pläne, die entweder zum neuen Weltkrieg oder zum gröbheren Völkerbund führen müssen. Was bedeutet der Auflauf in Beuthen, wo die Engländer mit Jubel, die Franzosen mit Pfeifen begrüßt werden, und wo infolgedessen eine Prügelei entsteht, in deren Verlauf polnische Insurgenten mit deutschen Namen einen Major niederknallen, was bedeutet auch der Abzug der französischen Zeugen aus dem Prozeßsaal in Leipzig gegenüber den Debatten über Rüstungen im Weißen Haus zu Washington oder die Eröffnungen des japanischen Kriegsministers über die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte, oder die Verhandlungen der britischen Reichskonferenz, die